Breslauer Beobachter.

№. 163. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. **1845.**

Sonntag,
den 12. October.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags,** zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Constantin.

(Beschluß.)

Quennebert, der im anstoßenden Zimmer, ohne gerade zu lächeln, über sein Glück nachdachte, sprang herbei und hob seine Frau auf. Auch er schrie laut auf vor Erstaunen und Zorn, als sein Blick auf das Papier fiel; aber in welcher Lage er sich auch befinden mochte, er brauchte niemals lange Zeit, um einen Beschluß zu fassen. Er legte Madame Quennebert, die noch immer ohnmächtig war, aufs Bett, rief die Magd, befahl ihr, für ihre Gebieterin zu sorgen, und eilte schnell aus dem Hause. Eine Stunde später trat er fast mit Gewalt und trotz des Widerstandes der Bedienten in das Zimmer des Commandeurs de Jars, zeigte ihm das verhängnißvolle Papier und sagte:

„Reden Sie offen, Commandeur, haben Sie sich rächen wollen für die lange Abhängigkeit, in welcher ich Sie gehalten? Ich glaube es nicht, denn nach dem, was geschehen ist, müssen Sie wissen, daß ich nichts mehr zu fürchten habe; aber Sie waren allein in das Geheimniß eingeweiht; haben Sie vielleicht, da Sie nicht mehr thun konnten, sich dadurch rächen wollen, daß Sie mein künftiges Glück zerstören, indem Sie die Saat des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen mich und meine Frau streuen?"

Der Commandeur schwur, daß er beim Verrath des Geheimnisses nicht im Mindesten betheiligt sei.

„Nun, wenn Sie es nicht sind," antwortete Quennebert, „so kann es nur ein elender Mensch Namens Drumeau sein, den wahrscheinlich die Eifersucht auf die rechte Fährte gebracht hat. Aber er weiß nur die Hälfte, und ich bin weder verliebt noch einfältig genug gewesen, um mich in einer Schlinge fangen zu lassen. Ich habe Ihnen versprochen, verschwiegen zu sein und meine Vortheile nicht zu mißbrauchen. Ich habe mein Wort gehalten, so lange es ohne Gefahr für mich selbst geschehen konnte, aber Sie werden begreifen, daß ich mich jetzt vertheidigen muß, und daß dies nicht anders geschehen kann, als wenn ich mich auf Ihr Zeugniß berufe. Also verlassen Sie Paris noch diese Nacht, suchen Sie sich einen sichern Zufluchtsort, an welchem man Sie nicht finden kann, denn morgen werde ich sprechen. Wenn ich mit Weiberthränen abkomme, wenn ich weiter nichts zu thun habe, als eine Frau zu beruhigen und zu überzeugen, so können Sie wiederkommen, ohne beunruhigt zu werden. Geht aber dieser Schlag, wie es nur zu wahrscheinlich ist, von der Hand eines abgewiesenen und darüber wüthenden Nebenbuhlers aus, so wird es dabei nicht bleiben. Dann würde sich die Gerechtigkeit darein legen, und ich müßte alle Anstalten machen, meinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, die man schon bereit hält."

„Sie haben Recht, mein Herr," antwortete der Commandeur, „ich will es nicht riskiren, vor dem Gerichtshof Ihrer Anklage entgegen zu treten. Wirklich eine allerliebste Geschichte, die mir theuer zu stehen kommt! Aber so wahr ich lebe, sie soll mich für immer von dem Hange nach Abenteuern heilen. Große Vorbereitungen darf ich nicht machen, und gedenke, morgen früh Paris schon weit hinter mir zu haben."

Quennebert empfahl sich ihm und ging nach Hause, um seine Ariadne zu trösten.

Die Anklage, welche man in Folge dieser Entdeckung gegen Magister Quennebert richten konnte, war sehr schwer, und es handelte sich um nichts Geringeres, als um seinen Kopf; aber er war ruhig, denn er wußte, daß er einen sicheren Beweis seiner Unschuld beibringen könne.

Die platonische Liebe Luise von Guerchi's zu dem schönen Junker von Moranges hatte dem Herzog von Vitry nur ein geistiges Unrecht gethan. Nachdem sie sich mit ihrem Liebhaber versöhnt und ihm eine genügende Erklärung gegeben, hielt sie es nicht für nöthig, länger die Grausame zu spielen, und dies zog nach Verlauf eines Jahres Umstände nach sich, welche man zu verheimlichen auf Mittel denken mußte. Angelika freilich, die an diese Lage gewöhnt sein mochte, empfand weder Betrübniß, noch Schaam; im Gegentheil, sie freute sich des zu erwartenden Bandes, das den Herzog auch für die Zukunft an sie fesseln würde. Aber er war fest überzeugt, eine goldreine Jungfrau verführt zu haben, und konnte sich nicht trösten, den guten Ruf seiner Geliebten einer solchen Gefahr ausgesetzt zu sehen. Er fürchtete, der Welt ein Aergerniß zu geben, und zwar so sehr, daß Angelika, um nicht gar zu unbekümmert zu scheinen, in seine Besorgniß und Klagen einstimmen mußte.

Eines Abends, kurze Zeit nach der Hochzeit Quennebert's, reiste das schöne Fräulein von Guerchi ins Ausland; in Wahrheit aber fuhr sie nur rund um Paris herum und kam zu einem Thore herein, wo schon der Herzog auf sie wartete. Man trug sie in dasselbe Haus, in welches de Jars seinen vergeblichen Neffen nach dem Duell geschafft hatte. Das arme Mädchen sollte ihre verliebten Sünden schwer büßen: nachdem sie 24 Stunden darin gewesen, trug man sie in einem Sarge wieder heraus. Der Leichnam wurde im Palast des Prinzen von Condé in einem Keller versteckt und in ungelöschtem Kalke aufgezehrt. Einen Tag nach diesem scheußlichen Tode trat der Commandeur de Jars zum zweiten Male in dies Haus, nahm ein Zimmer in Beschlag und brachte den Junker hinein.

Wir müssen den Leser in dies Haus einführen; es bildete die Ecke der Straße Tireranderie und der Straße Des deux Portes. Es hatte durchaus kein äußeres Ansehen, keine Verzierung machte es besonders bemerklich, nur hingen daran zwei Schilder übereinander; auf dem obersten stand: „Marie Leroux, verwittwete Constantin, geschworne Hebamme," auf dem untern: „Claude Perregaud, Chirurgus." Diese beiden Inschriften befanden sich auf der Seite, die nach der Straße Tireranderie ging, die nur einige wenige Oeffnungen zeigte, denn die Fenster gingen nach dem Hofe heraus. Die Wohnung hatte ein unreinliches und ärmliches Aussehen, aber dennoch wurde sie oft von reichen Personen besucht, und nicht selten hielten ganz in der Nähe die schönsten Equipagen, auch schlichen oft bei Nacht vornehme Damen unter falschem Namen heimlich hinein und blieben einige Tage darin, während welcher die mörderischen Geheimnisse der nichtswürdigen Kunst, welche die Constantin und Claude Perregaud ausübten, ihnen den Schein von Ehre wiedergab und den Glauben an ihre Tugend herstellte. Im ersten und im zweiten Stock befanden sich ein Dutzend Zimmer, in welchen diese grauenhaften Mysterien vor sich gingen. Das Zimmer, welches als Warte- und Empfangszimmer diente, war höchst bizarr meublirt und mit einer Menge wunderlicher und unbekannter Gegenstände besetzt. Es war zugleich die Arbeitsstube des Chirurgus, das Laboratorium eines Apothekers und Alchimysten und die Höhle eines Zauberers. Durcheinander sah man Instrumente aller Art, Oefen, Phiolen und Bücher voll der albernsten Träumereien, die der menschliche Geist jemals ausgeheckt; so zwanzig Foliobände von den Werken des Albertus Maginus, Thomas Canterburiensis, Alcindus, Abnerucis, Al Chlitrin u. s. w. In den Schränken standen hinter Thüren, die durch den Druck verborgener Federn aufsprangen, Büchsen voll Arzneien von einer leider nur zu zerstörenden Wirksamkeit. Schon seit mehreren Jahren hatten die Canstantin und Claude Perregaud sich zu ihrer verbrecherischen Industrie vereinigt, und noch nie hatte man sie beunruhigt. Viele Personen waren in ihre Geheimnisse eingeweiht, aber ihr eigenes Interesse erheischte es wohl, zu schweigen; die beiden Schuldigen glaubten, sie würden immer in sicherer Straflosigkeit bleiben. Eines Abends jedoch trat Claude Perregaud mit verstörtem Aussehen und bleich in sein Zimmer; man hatte ihn benachrichtigt, daß die Gerichte gegen ihn und seine Genossin Verdacht gefaßt. Eine Zeit zuvor hatten die Generalvikare und Beichtväter eine Deputation an den ersten Präsidenten geschickt und gemeldet, daß binnen einem Jahre sechshundert Frauen in der Beichte gestanden, sie hätten mit Hülfe giftiger Tränke ihre Leibesfrucht abgetödtet. Hierauf hatte sogleich die Gerechtigkeit ihre Maßregeln getroffen, und noch in derselben Nacht sollte Haussuchung gehalten werden.

Wirklich klopfte man um Mitternacht heftig an die Thür, und man hörte den Befehl, im Namen des Königs zu öffnen. „Wir können uns noch retten,"

rief der Chirurgus, der plötzlich einen guten Einfall hatte, lief auf das Zimmer, in welchem der vorgebliche Junker lag, und sagte: „Die Gerichtsdiener kommen. Wenn sie Ihr Geschlecht entdecken, so sind wir Beide verloren; lassen Sie mich nur sorgen.“

Die Constantin ging herunter, und die Haussuchung begann in den Zimmern des ersten Stockes, während Claude Perregaud einen wenig schmerzhaften Schnitt an der rechten Hand des Junkers anbrachte, der eine Hiebwunde vorstellen sollte. Die Wundarznei- und Heilkunst überhaupt waren in dieser Zeit so verwirrt, machten sich mit so viel Vorrichtungen zu schaffen und putzten sich mit so viel gelehrten Abgeschmacktheiten heraus, daß die Masse von wunderlichen Gegenständen, Täfelchen und selbst die Aufschriften einiger Büchsen, welche man nicht schnell auf die Seite bringen konnte, kein Erstaunen erregten. Zum Glück für sie war der Junker jetzt gerade ihr einziger Pflegebefohlener. Man trat in sein Zimmer, und die ersten Gegenstände, welche dem Gerichtsdiener in die Augen fielen, waren die gespornten Stiefel und der Degen des Verwundeten. Claude Perregaud würdigte die Eintretenden kaum eines Blickes, gab ein Zeichen, keinen Lärm zu machen, und fuhr fort, die Wunde zu verbinden. Der Anführer ließ sich vollkommen durch den Schein täuschen und fragte nach dem Namen des Kranken und nach der Art seiner Verwundung. Die Constantin antwortete, er sei der Junker von Moranges, der Neffe des Commandeurs de Jars, er habe eine Ehrensache ausgemacht und sein Onkel ihn vor kaum einer Stunde hieher gebracht. Dies wurde zu Protokoll genommen, und man ging, ohne etwas entdeckt zu haben.

Alles wäre prächtig gegangen, wenn es sich um weiter nichts gehandelt hätte, als den Junker von der Wunde am Arm zu heilen; aber als Perregaud ihm die Wunde beibrachte, hatte die Constantin ihm schon ihr zerstörendes Mittel beigebracht: ein heftiges Fieber kam zum Ausbruch, und drei Tage später starb der Junker in den Wochen. Sein Leichenzug war es, den de Jars begleitete und welchen Magister Quennebert an seinem Hochzeitstage vor der Kirchthür getroffen.

Es kam wirklich so, wie es der Notar vorhergesehen hatte; Madame Quennebert wurde wüthend, sich getäuscht zu sehen, und wollte der Rechtfertigung ihres Mannes nicht glauben. Drumeau verlor keine Zeit und klagte ihn schon am folgenden Tage der Bigamie an. Was er am Hochzeitstage auf das Bett gelegt, war nichts Anderes gewesen, als eine Abschrift von dem Ehecontract zwischen Josephine Charlotte Boullenois und Quennebert; ein Zufall hatte ihn diese Entdeckung machen lassen, und er glaubte nicht, daß sein Nebenbuhler einen Todtenschein von seiner ersten Frau beibringen könne. Charlotte Boullenois hatte nach zweijähriger Ehe auf Trennung von Tisch und Bett angetragen und Quennebert sich Anfangs widersetzt. Während des Processes war sie in das Kloster Raquette gegangen, wo de Jars einen Liebeshandel mit ihr angesponnen und sie ohne große Schwierigkeiten bewegt, sich entführen zu lassen. Er hatte seine Eroberung unter der männlichen Verkleidung versteckt, zu der die etwas starke Gestalt und die Neigung Charlottens vortrefflich paßten. In der ersten Zeit stellte Quennebert eifrige Nachsuchungen an, aber vergebens. Allmählig gewöhnte er sich an diese Scheidung und thatsächliche Freiheit, deren er denn auch mit vollen Zügen genoß. Darunter hatte sein Vermögen gelitten, und als er die Bekanntschaft der Wittwe Rapally machte, deren Geld ihm wieder auf die Beine helfen konnte, mußte er ihrer Zuvorkommenheit eine große Zurückhaltung entgegensetzen. Endlich kam es so weit mit ihm, daß er entweder ins Gefängniß wandern, oder trotz der Gefahr in eine zweite Heirath einwilligen mußte. Sein Glück hatte es gewollt, daß der vorgebliche Junker von Moranges in die Hände der Constantin fiel. Da seine Trauung gerade einen Tag nach dem Tode der Charlotte Boullenois stattgefunden hatte, so konnte er keine besonders ernstlichen Händel mit den Gerichten bekommen. Er zeigte die vom Fräulein von Guerchi schriftlich gegebene Aussage vor und ebenso die des Commandeurs; zugleich ließ er die Leiche des Junkers ausgraben und bewies hierdurch die Wahrheit aller seiner Angaben, so sonderbar und unwahrscheinlich dieselben auch Anfangs erschienen. Durch diese Entdeckung aber wurde die Aufmerksamkeit wieder auf Constantin und Perregaud gerichtet. Die Gerichte kamen nun endlich auf die Spur und ein Parlamentsbeschluß verurtheilte sie zum Galgen. Sie hatten in ihrem nichtswürdigen Geschäft große Summen aufgehäuft; man entdeckte in den Papieren, welche bei ihnen gefunden wurden, Beweise so vieler und so scheußlicher Schandgeschichten, daß man, um nicht viele hochstehende Personen bloßzustellen, es bei der Anklage zweimaliger Vergiftung bewenden ließ, der Vergiftung des Fräuleins Luise Angelika von Guerchi und der Charlotte Boullenois, verh. Quennebert.

W. J.

Beobachtungen.

Ein humoristischer Salat *).

Was ist ein Salat? —

Der Salat, meine freundlichen Leser, ist ein Gemengsel von buntem Allerlei, ein gutschmeckendes Mixtum compositum. Man genießt ihn entweder zur Kühlung, oder aber um den rebellischen Magen in Ordnung zu bringen, wenn man geschwärmt hat.

*) Aus dem Berliner Pfennigblatte entlehnt.

Das ist die leibliche Speise Salat. Was ist nun aber ein humoristischer Salat werden namentlich die liebenswürdigen Leserinnen fragen? Wie wird der zubereitet, welche Zuthaten nimmt man dazu, in welchem Kochbuch findet man darüber eine Beschreibung und — wie schmeckt die Sorte Salat? Alle diese Fragen will ich beantworten. Man bereitet den humoristischen Salat wie jeden andern. Eine Mischung allerlei Gedanken und Betrachtungen in eine Schüssel gethan, dazu das Salz des Witzes, den Pfeffer der Satyre, das Essig der Ironie und darüber das beruhigende Oel der Gemüthlichkeit, damit das Ganze gut herunterrutsche, — da ist das Recept. Mit dem Löffel der Erkenntniß hiervon gegessen, wird Mancher zur Erkenntniß kommen.

Nun bleibt nur noch die Beantwortung der Hauptfrage übrig, wie ein solcher Salat schmecke? Das verbietet mir die Bescheidenheit zu sagen, denn es ist zwar jetzt sehr beliebt, seine Waare zu loben, indeß ich überlasse es Jedem, wenn er mit meinem Salat zu Ende ist, zu urtheilen, ob er Geschmack daran gefunden habe.

Damit nun aber auch Jedermann wisse, welcher Gattung mein humoristischer Salat angehört, so will ich hiernun noch bemerken, daß es ein echt deutscher Kartoffelsalat sein soll, eine gute Hausmannskost, den alle leicht verdauen werden. So einen italienischen Salat habe ich mit Willen nicht bereiten wollen, wir haben ja schon so viel Italienisches. Gerade in unserer Zeit ist das Italienische nicht beliebt, das haben wir noch kürzlich an den italienischen Nächten gesehen. Darum habe ich einen guten deutschen Salat angefertigt, worin weder italienische Delikatessen, Finessen und wie die essen alle heißen mögen, sind.

Ich will nur jetzt meine Vorrede beenden, sonst habe ich wahrlich eine üble Nachrede zu gewärtigen, und kann nicht einmal eine Ausrede machen, denn Sie glaubten am Ende, ich wolle ihnen einreden, ich hätte Wunder was geredet. Weil ich nun aber gerade vom Reden spreche, so will ich gleich über dies wichtige Thema frisch weg von der Leber reden.

Was für eine herrliche Sache ist es doch um das Reden! Nicht wahr, meine Leserinnen, darin stimmen Sie auch mit mir überein? Die Sprache ist die schönste Gabe des Himmels, das ist ein Vorzug, für den man nicht dankbar genug sein kann. Namentlich ist unsere Zeit eine Zeit der Rede, das sehen wir bei den Zweckessen, die alle Augenblicke stattfinden, und bei denen es unter ein Dutzend Reden nicht abgeht. Leider giebt es gute und schlechte Reden, und mit der letzten Sorte wird man am häufigsten traktirt, so daß man wünschte, solche Redner, die mit vielen Worten nichts reden, hätten das Reden gar nicht gelernt. Es ist ein wahres Glück, daß jetzt in Berlin ein Redetalentausbildungsverein ist. Leider werden die Herren Mitglieder da nur die mechanische Fertigkeit des Redens erlernen, denn das Geistige einer Rede läßt sich nicht lernen, es müßte denn außerdem noch ein Geistreicherredeneintrichtungsverein gestiftet werden.

Wenn früher die Zeit der That war, so ist jetzt die Zeit der Rede gekommen. Man hält sich jetzt viel zu viel beim Reden auf und vergißt darüber das Handeln, man liebt es, sich in schönen Redensarten zu ergehen und niemals hat eine solche Redewuth geherrscht, als gerade jetzt. Frau Eitelkeit sticht heut zu Tage einen Jeden, sich öffentlich reden zu hören.

Wer gut reden kann, der erwirbt sich heut zu Tage Alles, Geld, Ehre, eine Frau ꝛc. Man braucht gar nicht einmal geistig tief zu reden, man kann ganz oberflächlich sein, muß nur seine Reden etwas überzuckern, damit sie süß sind. Einige kühne Wendungen in einer Rede, und man hat sein Glück gemacht.

Was ist der Gegensatz vom Reden? Schweigen. Es ist eine große Kunst, zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen, wie es sich gerade schickt. Daß man übrigens mehr schweigen und hören als reden soll, darum besitzt der Mensch einen Mund und zwei Ohren. Es giebt aber Menschen, bei denen das umgekehrte Verhältniß stattfindet, das sind solche, die einen, aber großen Mund haben und auf Niemanden hören.

Unter allen Reden stehen die politischen obenan. Sie zerfallen in zwei Klassen, nämlich in solche, die die Politik hält und solche, die gegen die Politik gehalten werden. Die erste Gattung und zu der gehören die Thronreden, ist sehr harmlos. Die Herren Minister entwerfen die Thronreden, und die Majestäten lesen sie bei den geeigneten Gelegenheiten ab, sie geben sich nicht einmal die Mühe, sie auswendig zu lernen.

Die zweite Gattung politischer Raisonnements, von der zu schreiben, das halte ich für sehr unpolitisch, meine Leser wissen schon, warum; — schweigen wird immer der Weise, so lange nur Thoren reden.

Das waren die sogenannten Staatsreden, von denen wir auf die Stadtreden kommen, ich meine nämlich die Sorte Reden, die die Vertreter der Stadt in ihren Versammlungen halten. Ach, da geht es sehr erbaulich her! Es giebt eine Stadt, sie liegt in einem uncivilisirten Reiche, da schläft die Hälfte der Herren Gevatter Schneider- und Handschuhmacher Stadtverordneten regelmäßig, wenn der hohe Rath Sitzung hält. Sie erwachen nur, um bei den Beschlüssen Ja zu sagen. Auf diese Weise wahren sie das Amtsgeheimniß, denn sie wissen nicht, was verhandelt worden, und können es darum auch nicht weiter sagen.

Ich will mich um alle andere Sorten Reden gar nicht weiter bekümmern, sondern gehe gleich zu den beiden Hauptklassen von Reden über, nämlich den sogenannten Gesellschafts- und den Liebesreden.

Wenn man im Leben immer das reden könnte, was man möchte, da würde man gar wunderliche Dinge zu hören bekommen. Die Sitte und conventionelle Rücksichten bilden im Leben gewissermaßen die Censur beim Reden.

Ich möchte nur einmal einer Gesellschaft beiwohnen, wo alle Anwesenden gegenseitig Wahrheit reden. Aber solche giebt es nicht, wenigstens in keinem civilisirten Lande, bei den Wilden möchte man das eher finden. Wenn z. B. Hr. X. Hrn. Y. sieht, geht er auf ihn zu, begrüßt ihn ganz freundlich und höflich

und redet ihn mit den Worten an: „Ach, wie glücklich bin ich, Sie wohl und munter zu sehen,“ während er be. sich denkt, ich wollte, der Leichenbitter ladete mich zu Deinem Begräbniß ein. Ein wahres Glück ist es, daß man nie sehen kann, in wieweit Jemand wahr oder unwahr redet.

Die meisten Unwahrheiten fallen bei den Liebesreden vor, namentlich heut zu Tage, wo man nur bloß mit Worten liebt und mit der Liebe allerlei Nebengeschäfte verbindet. Ein junger Stutzer, der gern die Hand einer alten, häßlichen, aber reichen Frau erringen möchte, flüstert ihr mit der Miene der Wahrheit zu: „Reizende Frau, ich bin nur unglücklich, wenn ich nicht bei Ihnen bin,“ während er denkt, ich wäre unglücklich, wenn ich Dein Geld nicht bekommen sollte, alte Schachtel. — Im Brautstande sagen sich die Leutchen alle Unwahrheiten. Anton sitzt bei seiner Braut Ida und schwört ihr, sie stets treu zu lieben, während er an Emilie denkt. Ida verspricht Anton, nur ihr Vergnügen in seiner Gesellschaft zu finden. Vier Wochen in der Ehe, da sehen sie Beide ein, daß sie sich belogen haben.

Zum Schluß meines Capitels über die Rede, will ich selbst eine Rede halten über ein wohlbeherzigendes Thema. Da ist sie. . . . .

Bei welchem Geschäft findet keine Concurrenz statt? Das ist eine Preisfrage, werden die Leser ausrufen, solch Geschäft giebt es ja gar nicht in der Residenz. Ich will Dir die Frage beantworten, mein freundlicher Leser, das Geschäft, das keine Concurrenz erleidet, ist — das Leichenfuhrwesen. Und das ist dabei doch ein Geschäft, was Jahr aus Jahr ein gut geht und nie ins Stocken geräth. Trotz dessen, daß das Geschäft so gut geht, bleiben die alten hohen Preise, weil keine Concurrenz da ist. Wem wir das Sprüchwort! „Umsonst ist der Tod“ zu verdanken haben, der hat wahrlich nicht das Berliner Leichenfuhrwesen gekannt, sonst hätte er nicht eine solche Behauptung aufgestellt.

Erst muß man den theuren Leichenwagen bezahlen, dann kommen die Kirchengebühren, denn selbst das Fleckchen Erde erhält man nicht umsonst, wo man nach dem Tode schlummert, und zu guter letzt kommt noch der Todtengräber.

Unter den Lebendigen erkennen wir drei Stände an, den Adel-, den Bürger- und den Bauernstand. Auch das hiesige Leichenfuhrwesen scheint mit den Todten noch diese Eintheilung zu machen, denn es hat Leichenwagen erster, zweiter und dritter Klasse. Der Todte aus adligem Geschlecht aber hat, wenn er zu athmen aufgehört, denselben Werth, wie der Bettler. Beide werden ein Häufchen Asche.

Die Ueberlebenden suchen ihren Todten ein so anständig als mögliches Begräbniß zu verschaffen, sie halten dies für eine Pietät, die man dem Verstorbenen schuldig zu sein glaubt. Da nun aber der Leichenwagen dritter Klasse sich in nicht eben sonderlicher Beschaffenheit befindet, so ist man gezwungen, den zweiter Klasse zu nehmen, und mancher Arme muß seiner Pietät deshalb große Opfer bringen. Wahrlich der Austritt aus dieser Welt ist theuer wie der Eintritt, was von der gewöhnlichen Regel abweicht, wo man nur beim Eintritt Entreegeld bezahlen muß und den Austritt umsonst hat.

Um diesem Vorurtheile zu begegnen, hat sich in der Residenz ein Verein gebildet, dessen Mitglieder unter sich es ausgemacht haben, sich und die Ihrigen nur mit dem Leichenwagen 3. Klasse bestatten zu lassen. Es ist zwar ein unangenehmes Gefühl, bei Lebzeiten schon an den Leichenwagen zu denken, in dem man einst nach dem Kirchhof gefahren werden soll, indeß — die Idee ist doch unter solchen Umständen ganz zeitgemäß. Dem Todten ist es im Grunde ganz gleich, in welchem Leichenwagen er zu Grabe gefahren wird, und wenn die Ueberlebenden in dieser Beziehung einmal übereingekommen sind, wird manche arme Wittwe nicht solche Opfer zu bringen nöthig haben, als es bisher geschehen ist, weil es Mode und Anstand war, mit dem Leichenwagen zweiter Klasse beerdigen zu lassen.

Ich weiß nun gar nicht, warum das Leichenfuhrwesen ohne alle Concurrenz dasteht, und warum der Unternehmer desselben auf Kosten aller reich werden muß? „Löset mir Derindur diesen Zwiespalt der Natur!“ . . . .

Puh! das war einmal eine Rede gehalten, wie ich es schon längst wünschte. Nun brauche ich nicht erst Mitglied eines unserer Duzend-Vereine, wie sie jetzt existiren, zu werden, bloß um mich einmal reden zu hören, wie es so Viele thun, weil das Redehalten jetzt einmal Mode ist.

Apropos die Mode; das ist wirklich auch ein Thema, über das sich reden läßt. Die Mode ist die launigste Dame von der Welt, alle Augenblicke ist sie anders gesonnen; immer unbeständig, wechselt sie, ehe man es sich da versieht, ihre Ansichten. Wenn man glaubt, ihr eben noch recht zu huldigen, hui! da ist man schon wieder etwas Altes bei ihr. Dessenungeachtet kann das schönste Mädchen, die reizendste Frau nicht mehr Anbeter haben, wie Dame Mode. Man verehrt sie wie eine Göttin, und hat ihr auch Tempel erbaut, die Magasins des Modes heißen.

Es ist eine recht närrische Sache um die Mode. Was ist nicht schon Alles Mode gewesen, und was wird noch Mode werden?! Nach gewöhnlichen Begriffen müßte man so Vieles mitunter unanständig finden, aber es ist Mode und darum anständig. Jeder Mensch möchte z. B. die Mode der feinen gebildeten Herren, bei Kranzler unter den Linden mit über die Barrière hinausgelegten Beinen zu sitzen, oder auf der Promenade mit einer im rechten Augenwinkel eingezwängten Lorgnette zu gehen, und Jedermann starr anglotzen, unanständig finden, aber das ist es bei Leibe nicht, denn — es ist ja Mode.

Wie die Mode überhaupt eine Nachäffung ist, so sieht man oft, wie sich die Leute mit aller Gewalt zwingen, Etwas nachzuäffen, nur um die Mode mitzumachen. Wenn es heißt: Dies und Jenes hat man so in Paris und London getragen, gleich sind wir bei der Hand, und machen das auch so.

Früher trugen die Herren lange Ueberröcke und kurze Westen, jetzt kurze Ueberröcke und lange Westen, wie Großvater Seliger sie schon trug. Ehemals trugen die Damen kurze Kleider, so daß man doch mitunter ein niedliches Füßchen zu sehen bekam, jetzt tragen sie lange Kleider, womit sie die Straßen abfegen. Was aber die Kleider unten zu lang sind, geht ihnen oben ab. Wenn unsere Großmütter jetzt aufstünden, und unsere Mode-Damen mit den tief ausgeschnittenen Kleidern sähen, ich glaube, sie schrieen Zeter und Mordio. Tempora mutantur. Unsere Voreltern kannten die Begriffe der Schönheit sehr wohl, sie wußten, daß die verhüllte Schönheit nur schön ist.

Aber ich will nur innehalten, sonst sieht es wahrlich aus, als wollte ich ein Sittenprediger werden, und Sitte und Anstand, na, das ist auch schon halb aus der Mode gekommen, das nennt man antique, à la roccoco. . . . . . .

Ich schließe meinen humoristischen Salat. Wenn er nur nicht das Schicksal hat, daß man ihn wie die leibliche Speise in den Magen bekommt. Ich möchte vielmehr, er würde ein Mittel, daß die Leser Geschmack an meinen Machwerken finden, ich will wie ein guter Koch denn schon immer für genießbare geistige Speise sorgen; für dies Mal wünsche ich eine gesegnete Mahlzeit.

Ernst Bruno.

Nur nicht allein.

Allein zu sein auf diesem Erdenrunde,
Welch unerträgliches Geschick!
Kein Liebeswort von theilnahmvollem Munde,
Kein Mitgefühl im feuchten Blick,
Allein zu stehn — kein Herz sein eigen nennen,
Nicht einer Seele werth zu sein,
Nicht Freundschaftsglück, nicht Liebeswonne kennen, —
Das ist noch mehr als Höllenpein!

Wie mancher lebt im großen Weltgewühle
Umringt von Menschen ohne Zahl,
Und bleibt doch fern von jedem Hochgefühle
Und ist allein im Freudensaal!
Je höher auf der großen Standesleiter,
Um desto mehr stehst Du allein,
Und kannst Du auf dem Gipfel nicht mehr weiter,
Ist Dein Geschick — allein zu sein.

Sahst du wohl schon den schroffen Bergesriesen?
Ihn decket ewig Schnee und Eis;
Kein freundlich Bächlein murmelt durch die Wiesen,
Kein Vöglein singt vom grünen Reis.
Das Leben flieht von ihm, nur Strahlenschimmer
Umglänzet und vergoldet ihn,
Und nur der Aar, der Lüfte kühnste Schwimmer,
Mag um ihn seine Kreise ziehn

Wie sind wir glücklich bei bescheidnem Loose,
Dem Ruhme fern und ungekannt!
Dem Veilchen gleichend in dem weichen Moose
Still wirkend, ohne Neid und Band.
Das wahre Glück mit seines Füllhorns Gaben
Kehrt doch am liebsten bei uns ein,
Und wenn wir auch der Güter wenig haben —
Wir stehn am wenigsten allein.

Mir ist so wohl in meiner niedern Sphäre,
In süßer Ungebundenheit.
Wenn alle Welt den Himmel fleht: „Gewähre!“
Ich bin zufrieden jederzeit;
Und drücket mich auch wohl ein Unfall nieder,
So greif ich in der Saiten Gold
Und gieß den Schmerz, die Klage in die Lieder
Und Glück und Muse sind mir hold.

Woher bei Armuth doch den seltnen Frieden?
Frohlocken, Sang selbst bei dem Schmerz?
So wißt: Mir ist das schönste Glück beschieden,
Mein ist ein süßes, reiches Herz.
Ein holdes Wesen hat sich mir ergeben,
Ich bin nun fürder nicht allein
Und lieber nehm' ich Abschied von dem Leben,
Eh' ich von ihr getrennt will sein.

Ruht wohl Dein Strahlenaug' auf diesen Zeilen,
Erkennst Du meiner Leier Klang —
So laß den Blick still sinnend drauf verweilen!
Mein Lied ist tiefgefühlter Dank.
Dein Lob soll ewig von den Lippen tönen,
Die Du mit Himmelsthau genährt,
Denn Lieb' zu Dir, der Schönsten aller Schönen,
Hat mich zum Göttersohn verklärt.

Mauritius.

Lokales.

(Die Schneider'sche Restauration) welche so eben auf der Gräupnergasse Nr. 8, ohnweit des Domes eröffnet, ist, gehört zu den Anstalten, welche sich bei jedem Gaste, durch Entsprache aller billigen Forderungen von selbst empfehlen. Herr Schneider als ausgezeichneter Koch, rühmlich als vormaliger Oekonom der hiesigen Humanitäts-Gesellschaft bekannt, bietet alles auf, sein Etablissement selbst der feinen Welt angenehm zu machen, und schon fand er in den wenigen Tagen seines Hierseins für Speisen, Getränke, Reinlichkeit und höflichste Aufmerksamkeit des servirenden Personals, lobende Anerkennung.

Der wenig gekannte, aber sehr angenehme Garten, zeigt freilich die Spuren des eingetretenen Herbstes, er ist aber immer noch ein beachtenswerther Gegenstand an heiteren Tagen. Bierey, als Musiker in noch gutem Andenken bei uns lebend, legte ihn an.

In Kurzem wird die Eröffnung des gedachten Lokales gefeiert werden, wozu wir das gesellige Publikum höflichst einladen. Hmpl.

(Subscriptions-Concerte im Café Restaurant). Im Café Restaurant, diesem comfortablen Winterlokale, sollen binnen Kurzem Dienstags und Freitags Subscriptions-Concerte beginnen, auf die wir unsere Leser im Voraus aufmerksam machen. Die Leitung des aus gediegenen Musikern bestehenden Orchesters hat der, dem musikliebenden Breslau rühmlich bekannte Herr Raymond übernommen, und so steht wohl zu erwarten, daß die heitern Räume des größten der städtischen Vergnügungs-Lokale oft ein zahlreiches Publikum versammeln werden, welches der so thätige, als umsichtige Inhaber, Herr Goldschmidt, in jeder Hinsicht zu unterhalten und zu befriedigen wissen wird. Einen speciellern Bericht über das schöne, noch lange nicht nach Verdienst gekannte und gewürdigte Lokal behalten wir uns vor.

G. R.

(Sitzung der Stadtverordneten am 8. Oktbr.) Die wichtigsten Verhandlungen waren folgende:

1) Um den gefährlichen Andrang des Wassers bei Hochfluthen, besonders beim Eisgang, von der Stadt abzuhalten, ist eine Verbreiterung des Strauchwehres nothwendig, und der Magistrat theilte mit, daß das Projekt, das Wehr an der obern Seite um 10 Ruthen zu verbreitern, in Arbeit genommen sei.

2) Wasserleitung in das Hospital Allerheiligen. Da das in gedachtem Hospital zu Bädern gebrauchte Flußwasser bisher aus der Oder genommen werden mußte, welches durch den Schlachthof und die schmutzigen Ausflüsse der Ohle sehr verunreinigt wird, so bewilligte die Versammlung die nöthige Summe von 780 Rthlr., um eine Röhrenleitung für Flußwasser vom Schlachthof aus bis ins Hospital zu führen.

3) Der Magistrat machte der Versammlung die Mittheilung, daß das kgl. O. Präsidium der hies. christkatholischen Gemeinde die gastweise Mitbenuzzung der evang. Pfarrkirche zu St. Bernhardin nach dem sonntägl. evang. Gottesdienste, gestattet habe.

4) Ferner bewilligte die Versammlung zur Instandsetzung der durch die großen Ueberschwemmungen sehr beschädigten Morgenauer Dämme die Summe von 1192 Thalern.

5) Da am 13. d. die feierliche Einführung der Lehrer an der höheren Bürgerschule, Dr. Marbach und Dr. Adler stattfindet, und der Rektor Klettke der Versammlung sowohl zu dieser als auch zu der am 15. d. M. dem Geburtstage Sr. Majestät bestimmten Feierlichkeit eine Einladung gesandt hatte, so beschloß man, am 13. die Herren Caprano und Liebich, am 15. die Herren Protokollführer Stellvertreter Linderer und Kopisch, Namens der Versammlung zu diesen Feierlichkeiten zu senden.

6) Die Ueberfahrt von der Ziegel-Bastion nach der Gräupnergasse ist dem bisherigen Pächter Zöllner für sein Meistgebot von 291 Rthlr. C., die vom Holzplatz nach der Ufergasse, dem Schiffseigenthümer Beetz für sein Gebot von 238 Rthlr. verpachtet worden.

Uebersicht der am 12. Oktober c. predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Sen. Girth, 5½ U.
Amtspr.: Diac. Herbstein, 8¼ U.
Nachmittagspr.: Diac. Pietsch, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Diac. Weiß, 5½ U.
Amtspr.: Sen. Berndt, 8¼ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ulrich, 1¼ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Sen. Krause, 5½ U.
Amtspr.: Diac. Dietrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: G. S. Blumenberg, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: C.-R. Falk, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Schwarz, 3 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pred. Fischer, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Hillebrandt, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Garn.-Pred. Hopff, 9½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ.-Gem.: Pred. Knüttell, 7 U.
Nachmittagspr.: Cand. Heyder, 12¼ U.
Krankenhospital. Pred. Dondorff, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Cand. Rembowski, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, (Betrachtungen.) 1¼ U.
St. Trinitatis. Cand. Wendel, 8½ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, 7½ U.
Nachmittagspr.: Pred. Kiepert, 12½ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel, 12 U.

(Kirchl. W.)

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster.
St. Maria (Sandkirche). Amtspr.: Cur. Bargander.
Nachmittagspr.: Kapl. Lorinser.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Pfarrer Jammer
Amtspr.: Hofmeister Kurzer.
St. Adalbert. Amtspr.: Cur. Kammhoff.
Nachmittagspr.: Kapl. Baucke.
St. Matthias. Frühpr.: Kapl. Purschke.
Amtspr.: Pfarrer Hoffmann.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Kapl. Renelt.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspr.: Prediger Hofferichter, 11 Uhr.
Armenhaus. Nachmittagspr.: Cand. Rausch, 3 Uhr.

Allgemeiner Anzeiger.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.